

Handels mit Russland erließ, weil sie irrtümlich glaubte, beim Moskauer Herrscher mit wirtschaftlichem Druck etwas erreichen zu können, duldete Plettenberg, der auf Verhandlungen setzte, den Besuch russischer Kaufleute in Livland. Der Handel konzentrierte sich nun in der Ordensstadt Narva, die nicht zur Hanse gehörte, und in Dorpat.

Gleichwohl konnte von einer Entspannung im livländisch-russischen Verhältnis keine Rede sein, zumal auch nach der 1497 erfolgten Freilassung fast aller Hansekaufleute die Revaler weiterhin in russischer Gefangenschaft blieben. Bei livländisch-russischen Verhandlungen des Jahres 1498 stießen wieder unterschiedliche Rechtsauffassungen aufeinander. Sie verliefen ergebnislos, und die bei Plettenberg eingehenden Nachrichten über russische Truppenaufmärsche und Einfälle in Livland wurden immer bedrohlicher. Er musste mit einem bevorstehenden Krieg rechnen. Wegen der Schwäche Livlands, auf die Bessudnova in ihrer Darstellung auch unter wirtschaftlichen und demografischen Aspekten wiederholt hinweist, benötigte Plettenberg auswärtige Unterstützung. Dafür gab es jedoch nur sehr wenige Chancen. Der Plan eines Bündnisses mit dem dänischen König Johann I. scheiterte daran, dass dieser im 14. Jahrhundert verlorene Besitzrechte auf Nordestland zur Geltung bringen und Livland von sich abhängig machen wollte. Plettenberg folgte schließlich dem Bündnisersuchen des litauischen Großfürsten Alexander, der sich im Krieg mit Ivan III. befand. Um das eigene Land zu schonen, strebte jeder Kriegführende danach, den Kampf in dasjenige des Gegners zu tragen, und so marschierten die livländischen Truppen 1501 in das Gebiet von Pskov ein. Dies war ein Akt der Selbstbehauptung und bedeutete nicht, dass Plettenberg russisches Gebiet erobern wollte, wie die Autorin betont. Die Besonnenheit dieses Ordensmeisters zeigte sich auch darin, dass er in den folgenden Jahrzehnten keinen Krieg mehr führte. In einem eigenen Kapitel über Plettenberg, in dem Bessudnova dessen Wirken bis zu seinem Tode würdigt, werden seine umsichtige Politik und sein Streben nach friedlichen Lösungen genauer verdeutlicht. Auf der anderen Seite trug sich auch Ivan III. bei aller Schroffheit nicht mit der Absicht, Livland zu erobern. Gemäß seinem Selbstverständnis als „Herrscher über die ganze Rus“ war er vielmehr an der Gewinnung der ruthenischen Gebiete des Großfürstentums Litauen interessiert.

Die Verfasserin bietet ein überzeugendes Bild von der Gesamtentwicklung der livländisch-russischen Beziehungen im behandelten Zeitraum und vermittelt viele neue Einzelkenntnisse. Besonders beeindruckend ist die kritische Revision traditioneller Werturteile. Das Geleistete verdient hohe Anerkennung.

Norbert Angermann, Buchholz i.d. Nordheide

Werner Greiling, Armin Kohnle u.a. (Hrsg.): Negative Implikationen der Reformation? Gesellschaftliche Transformationsprozesse 1470–1620, Köln u.a.: Böhlau 2015, 438 S.

Die Beiträger des vorliegenden Tagungsbandes spüren der Frage nach, ob und inwieweit sich aus der Reformation „negative Implikationen“ für Kirche sowie Gesellschaft ergaben. Dabei konzedieren sie, dass die Diskussion keineswegs neu sei, sondern spätestens seit der Aufklärung Fragen der „Wirkmächtigkeit historischer Prozesse sowie nach deren Voraussetzungen, Ursachen und Folgen“ verhandelt worden seien (S. 7). Obzwar der Ansatz, negative Implikationen der Reformation zu untersuchen – zumal angesichts des Reformationsjubiläums 2017 – wohlthuend kritische Impulse erwarten lässt, bleibt der Band einer histori-

schen Dialektik verhaftet, die inzwischen aufgrund neuerer rezeptionsästhetischer Ansätze nachgerade anachronistisch anmuten mag. Die positiven Errungenschaften der Reformation werden kritisch den negativen Implikationen gegenübergestellt (S. 8) und damit ein Modell der Ambivalenz suggeriert, welches Historizität und Rezeptionsprozesse auf der Ebene der Reflexion in einer wenigstens fragwürdigen Weise auseinanderhält. An dieser Stelle hätte dem Tagungsband eine heuristische Betrachtung wohlgetan, welche die Vielgestaltigkeit der Phänomene der Reformation einerseits sowie die der rezeptionsästhetischen Inanspruchnahme andererseits problematisiert hätte. Damit sollen Begriff und Ansatz der negativen Implikationen nicht grundsätzlich in Abrede gestellt, sondern dafür plädiert werden, diese als Teil einer Vielgestaltigkeit von Phänomenen der Reformation aufzufassen, mithin in größere Zusammenhänge zu stellen. Denn obgleich dies nicht in einer entsprechenden Einleitung reflektiert wurde, leisten die im vorliegenden Tagungsband versammelten Beiträge, die sich indes ausnahmslos konsequent auf die Themenstellung beziehen, genau dies.

Julia Mandry untersucht unter den Schlagworten „Integration und Ausgrenzung – Versorgung und Ablehnung“ die Ambivalenzen von Armut und Bettel an der Epochenschwelle zwischen Spätmittelalter und Reformation. Sie kommt – auf Grundlage des aktuellen Forschungsstandes – zu dem Ergebnis, dass die „Neugestaltung des sozialen Ordnungswesens“ keineswegs vollends von der Reformation reklamiert werden könne (S. 22) und plädiert dafür, die Impulse für die reformatorischen Impulse stärker als bisher zu berücksichtigen (S. 26). Julia A. Schmidt-Funke greift mit dem Thema „Reformation und Geschlechterordnung“ ebenfalls eine Debatte der älteren Forschung auf (S. 30). Ihr gelingt dabei eine Aktualisierung des Forschungsstandes, zugleich bietet sie ein Panorama der Veränderungsprozesse in Hinsicht auf die Geschlechterordnung durch die Reformation. Die dazu gewählten Beispiele – die Probleme weiblicher Autorschaft, reformatorischer Männlichkeit sowie des Pfarrhauses „zwischen Bürgerhaus und Kloster“ – eignen sich zur Illustration: So sei die Tradition des Gelehrtenzölibats auf das neue reformatorische Ideal des Ehestands getroffen, was bisweilen zu Schwierigkeiten geführt habe, etwa wenn sich bei Melanchthon die „Distanz zum Familienleben in einem mehr oder weniger abgeschotteten Gelehrtenstüblein“ zu materialisieren schien (S. 43). Die Rolle des Hausvaters sei bisweilen als Bürde empfunden worden, wie die Verfasserin an weiteren Beispielen zu zeigen vermag. Robert Gramsch gelingt in seinem Beitrag eine interessante Interpretation der in der Forschung aus verschiedenen Blickwinkeln bereits thematisierten allgemeinen Frequenz- und Bildungskrise der 1520er Jahre. Dass die „Pest der Seelen“ – so die von dem damaligen Rektor der Universität Basel Bonifatius Amerbach gewählte Chiffre für die reformatorische Bewegung – jene Frequenz- und Bildungskrise nicht alleine bedingt habe, hatte die Forschung bereits herausgearbeitet (S. 56). Neu scheint jedoch der Ansatz, diese vor dem Hintergrund einer bereits im 15. Jahrhundert zu beobachtenden Entwicklung im Sinne des Phänomens einer „konjunkturellen Überhitzung“ bzw. eines psychologischen „Marktüberhitzungsphänomen[s]“ (S. 64-66 und 76 f.) zu erklären. Enno Bünz untersucht „Schicksale von Mönchen und Nonnen in der Reformationszeit“, wobei er auf Datengrundlagen einer noch zu publizierenden Karte der Klöster, Stifte und Kommenden in Mitteldeutschland bis zur Reformation rekurriert, um das beachtliche Spektrum mittelalterliche religiöser Bewegungen auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Thüringen aufzuzeigen (S. 83). Vor dem Hintergrund der bisweilen verheerenden Urteile der Reformatoren über die Klöster sowie das monastische Leben spürt Bünz der Frage nach dem Umgang der Landesherren mit den Klostergütern

im 16. Jahrhundert (S. 88 f.), aber auch der Aufhebung von Frauenklöstern nach, für deren Angehörige sich sodann existentielle Fragen stellten (S. 91 f.). Dabei verweist der Verfasser auf ein wichtiges Forschungsdesiderat: Für das Kurfürstentum sowie das Herzogtum Sachsen wäre überhaupt erst einmal zu untersuchen, auf welche Weise Mönche und Nonnen die Aufhebung der Klöster bewältigt haben (S. 93 f.). Bünz führt einige Beispiele an und verweist auf Schätzungen zu den quantitativen Dimensionen: Rund 2 486 Personen, davon 1 540 Mönche und 946 Nonnen dürften zunächst auf der Straße gestanden haben (S. 95) – eine Verbleibstudie stehe zwar noch aus, stehe indes auch vor erheblichen methodischen Schwierigkeiten. Oftmals verliere sich die Spur der Mönche und dies gelte in noch stärkerem Maße für die Nonnen (S. 108). Der Beitrag von Michael Beyer widmet sich einem vor dem Hintergrund des Reformationsjubiläums 2017 erneut diskutierten und beispielsweise durch Thomas Kaufmann¹ für ein breiteres Lesepublikum erschlossenes Thema: „Martin Luther und die Juden“. Einleitend erklärt der Verfasser, dass er sich damit „auf ideologisch verminntes Gelände“ begeben, gleichwohl: Weder dem „theologisch ambivalenten Sachgehalt“ noch der „teilweise überaus hässlichen Sprachgestalt“ von Luthers einschlägigen Äußerungen in seinen späten Schriften könne man sich entziehen, um die Inhalte zu gewichten und den Diskurs in seiner Breite wahrzunehmen (S. 109). Hans-Peter Hasse behandelt das Thema „Reformation und Bücherzensur“ – bereits im Rahmen seiner Habilitationsschrift hatte der Verfasser den Gegenstand am Beispiel der kursächsischen Literatur- und Religionspolitik in den Jahren 1569 bis 1575 erörtert.² Mit seinem neuen Beitrag geht Hasse auf die Zensur in der Reformationszeit ein, beschreibt den rechtlichen und institutionellen Rahmen sowie die Vorzensur an der Universität Wittenberg. Diese bewertet er – trotz schmaler Quellengrundlage – als selbstverständliche Einrichtung im akademischen Alltag (S. 140). Auch Luthers positive Haltung zum Medium Buch sowie seine Buchkritik – Bücher als „Symptom für den Unglauben“ – werden thematisiert. Die Motive für die Bücherzensur in der Reformationszeit sieht der Verfasser in Bekenntnisbindung, Korporationsbewusstsein und Irenik und vermag dies mit dem „Etikett“ der negativen Implikationen nicht in Einklang zu bringen (S. 148). Andreas Lindner betrachtet unter der reißerisch anmutenden Frage „Reformation versus Bildung?“ die Universität Erfurt im Kontext der städtischen Reformation, wobei er insbesondere auf die Rolle von Luthers Ordensbruder, des Priors des Augustinerklosters Johannes Lang (um 1487–1548) abhebt. Uwe Schirmer untersucht die Entmündigung von bäuerlichen Gemeinden im thüringisch-obersächsischen Raum vor dem Hintergrund des Konzepts der „negativen Implikation“ und wählt dazu den großen Zeitraum von 1400 bis 1600. Im Einzelnen betrachtet Schirmer die spätmittelalterliche bäuerliche Gemeinde im Rahmen der herrschaftlichen Ordnungen sowie die Landesordnung des Kurfürsten Johann von Sachsen (1531), führt Beispiele sozialer Disziplinierung zwischen 1485 und 1545 anhand von Quellen des Thüringischen Hauptstaatsarchivs zu Weimar (Ernestinisches Gesamtarchiv) an und nimmt sodann die ernestinischen Kirchenvisitationen in den Blick. Es folgen Ausführungen zum Schlagwort vom „gemeinen Nutzen“, das die Obrigkeit zur Legitimation ins Felde führte (S. 193) im Widerstreit zu den bäuerlichen Allmende- und Flur-

1 Thomas Kaufmann: Luthers Juden, Stuttgart 2015.

2 Vgl. Hans-Peter Hasse: Zensur theologischer Bücher in Kursachsen im konfessionellen Zeitalter. Studien zur kursächsischen Literatur- und Religionspolitik in den Jahren 1569–1575, Leipzig 2000.

rechten sowie zu den Anfängen des Gesindedienstes als des Kernstücks der Entmündigung (S. 196). Schirmer sieht die Anfänge der nicht nur sozialen, sondern auch verfassungsrechtlichen Entmündigung im Spätmittelalter gegeben und verweist auf die vorreformatorischen Landesordnungen sowie die Bemühungen um landesherrliches Kirchenregiment bereits im Spätmittelalter, mithin nicht als negative Implikation der Reformation (S. 199). Unter dem Titel „Luthers verführerisches Angebot: Gehorsam und Kirchenregiment“ erörtert Georg Schmidt ein weiteres klassisch zu nennendes Thema: Das Verhältnis von Luther und dem Luthertum zur Obrigkeit – immer wieder mit Blick auf seine Rezeption und Wirkungen (insbesondere S. 213–219). Einen historisch begründeten Deutungsansatz fasst er wie folgt zusammen: „Luthers Forderung nach Gehorsam in allen weltlichen Dingen führte im Alten Reich nicht zu Untertänigkeit und Unfreiheit, sondern zur verfassungsrechtlichen Begrenzung konfessioneller Absolutheitsansprüche und zu einem politisch mündigen Verhalten der Untertanen.“ (S. 221) Eike Wolgast betrachtet unter dem Titel „Gewissenszwang bei Konfessionswechsel?“ Kirchenregiment und Untertanengehorsam in der Kurpfalz, wobei Wolgast mit einigen prinzipiellen Bemerkungen (z.B. zum Reichsrecht) einsetzend sodann die Kurpfalz bis 1556, die Einführung der Reformation sowie die „zweite Reformation“ in der Kurpfalz schildert. Es folgen Bemerkungen zur Relutheranisierung unter Kurfürst Ludwig VI. sowie zur Wiederherstellung der reformierten Landeskirche unter dem Kuradministrator Johann Casimir. Der Verfasser kommt zum dem pointierten Schluss, dass jeder obrigkeitliche Konfessionswechsel bis 1648 „vom einzelnen Untertan theoretisch eine selbständige Entscheidung mit Folgeabschätzung“ – eine Entscheidung, die „Bereitschaft, deren äußere Folgen auf sich zu nehmen“ (S. 252) – erfordert und damit den Weg zum neuzeitlichen Postulat in der Formulierung Kants: „Sapere aude – Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“ geführt habe. Der Frage, ob Hexenwahn und Hexenverfolgung als eine Folge der Reformation gesehen werden könnten, spürt Kai Lehmann nach und führt dem Leser zunächst die quantitativen Dimensionen dieser „Katastrophe der europäischen Geschichte“ vor: Schätzungen zufolge seien in Europa 60 000 bis 100 000 Menschen zu Opfern von Hexenverfolgungen geworden. Obgleich Luther der Überzeugung gewesen sei, dass es Hexen gebe, dass sie durch ihre Malefizien schädeten und mit dem Tod zu strafen seien (S. 261), finde die These, dass Luther und die Reformation zu einer Verschärfung der Verfolgungen beigetragen hätten, weder literarisch noch zahlenmäßig signifikante Bestätigung. Luther selbst habe – in der gemäßigten „Episcopi-Tradition“ (S. 267) stehend – vor einer allzu großen Hexenpanik gewarnt. Die Luther-Rezeption indes zeige ein ambivalentes Bild (S. 271). Der Hexenwahn könne mithin nicht als direkte Folge der Reformation gewertet werden. Andreas Tacke untersucht die Frage nach Verlierern und Gewinnern auf dem Kunstmarkt durch die Reformation, wobei er die bisweilen kontrovers diskutierte Frage nach den „Bilderstürmen“ thematisiert und darauf hinweist, dass es in Augsburg 1524, 1531 und 1533 nachweisbar Bildzerstörungen gegeben habe (S. 301). Mit einigen Beispielen illustriert der Verfasser den Einfluss der Reformation auf den Kunstmarkt, einzelne Künstlerschicksale und einzelne Werke, aber auch auf ganze Berufsgruppen (Bildhauer, Maler) – in positiver sowie negativer Hinsicht. Mit Blick auf Lucas Cranach d.Ä. spricht Tacke von einer Win-Win-Situation: „Denn in seiner Werkstatt gingen die Anhänger der alten und neuen Kirche ein und aus, er belieferte beide Seiten mit Bildern.“ (S. 315) Ralf Frassek nimmt die Veränderungen im Eherecht infolge der Reformation in den Blick, wobei er zunächst auf die Einrichtung eines neuen Ehegerichts abhebt: Das 1539 begründete, paritätisch mit Theolo-

gen und Juristen besetzte Wittenberger Konsistorium (S. 320–322). Sodann führt er einige Beispiele an. Der Verfasser beschreibt das Eherecht als „ausgesprochen rationales Recht“, das Individualinteressen ausgewogen berücksichtigte. Zugleich zeige sich, dass das evangelische Eherecht des 16. Jahrhunderts „nicht von der Form und dem Umfang der konstituierten Normen, sondern primär durch die Erfahrungswelt und Integrität der berufenen Entscheidungsträger geprägt“ sei (S. 329). Haik Thomas Poroda nimmt in seinem Beitrag einen widersprüchlichen Forschungsbefund zum Ausgangspunkt, um die Frage nach den Folgen der Reformation für die Entfaltung der niederdeutschen Schriftsprache auf den Prüfstand zu stellen (S. 331).³ Als Faktoren, die den Sprachwechsel vom Nieder- zum Hochdeutschen mitbedingt hätten, nennt er in Anlehnung an Dieter Andresen den Bedeutungsverlust der Hanse als Wirtschaftsmacht, den Einfluss der hochdeutschen Kanzleisprache, den Zustrom landfremder Pfarrer und kirchlicher Amtsinhaber sowie die zunehmende Produktion hochdeutschen Schrifttums. Poroda kommt schließlich zu dem eindeutigen Ergebnis, dass das Mittelniederdeutsche als Schriftsprache nicht als Folge der Reformation (sondern als Folge des Zusammenbruchs der Hanse) eingestuft werden könne (S. 352). Josef Pilvousek nimmt das Konzil von Trient (1545–1563) sowie seine Rezeption in den Blick, indem er nach der römischen Einheitsliturgie als Folge konfessioneller Abgrenzung fragt. Der Verfasser versteht das „Wunder“ von Trient als Fortsetzung der bereits im 15. Jahrhundert einsetzenden katholischen Reformbestrebungen, das als Ausdruck des inneren Erstarkens sowie Antwort auf die Herausforderungen der Reformation zu werten sei (S. 363). Pilvousek kommt aufgrund seiner Ausführungen zur Liturgiereform des Konzils zu dem Ergebnis, dass das Pauschalurteil unzutreffend sei, die römische Einheitsliturgie nach Trient sei an allen Orten stets übernommen worden. Vielmehr seien unter dem „schützenden“ Dach derselben bisweilen eigene diözesane liturgische Reformen vollzogen worden (S. 371). Christoph Volkmar untersucht Verlustperspektiven des mitteldeutschen niederen Adels durch die Reformation und nähert sich einem echten Forschungsdesiderat: Überzeugend legt er dar, dass der Adressatenkreis von Luthers Adelschrift in der Forschung zumeist auf die großen Landesfürsten verengt werde (S. 373). Volkmar weist darauf hin, dass Luther in der Vorrede einen Angehörigen des niederen Adels anspreche: Nikolaus von Amsdorf. Dies zum Anlass nehmend untersucht der Verfasser die Rolle des niederen Adels in der Reformation, ein Vorhaben, das gegenwärtig auf einen „miserablen Forschungsstand“ blicke (S. 377). Dabei hatte der niedere Adel – bedenkt man etwa den Machtfaktor Patronatsrecht oder die quasi landesherrliche Funktion einzelner Reichsritter und Grafen – eine einflussreiche Rolle. Volkmar konstatiert abschließend ein widersprüchliches Bild der Rolle des mitteldeutschen niederen Adels für die Reformation, das von Ansätzen einer „Adelsreformation“ über Zurückhaltung bis hin zur Ablehnung reiche und weiterer Erforschung bedürfe. Verlustperspektiven gebe es nicht nur in Hinsicht auf kirchliche Besitzstände des Adels, sondern auch in Hinsicht auf das Erfordernis der Akkulturation in die lutherische Konfessionskultur (S. 400). War

3 Während Renate Herrmann-Winter: Zu Prestige und Bewertung von Niederdeutsch im Wandel der Jahrhunderte, in: Norbert Buske (Hrsg.): Niederdeutsche Bibeltradition – Entwicklung und Gebrauch des Niederdeutschen in der Kirche, Berlin/Altenburg 1990, S. 42–57, die Reformation als eine der Ursachen für die Ablösung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche wertete, interpretierte Hans-Joachim Gernentz: Beiträge zum Rückgang des Niederdeutschen als Literatursprache im 16. und 17. Jahrhundert, in: ebd., S. 58–70, die Reformation als das letzte „Aufbäumen“ des Niederdeutschen.

die Reformation die „Mutter aller Revolutionen“?⁴ Dieser Frage spürt Stefan Gerber in seinem Beitrag im Rahmen der neuerlichen Politisierung konfessioneller Konflikte zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach und wagt auch einen Ausblick in die Akzentuierungen des Verhältnisses von Reformation und Revolution im 20. Jahrhundert.

Die vorliegenden Beiträge beschreiben die Reformationszeit als Zeit des Umbruchs, verweisen aber auch immer wieder auf Kontinuitäten. Die Frage, ob es sich dabei im Einzelnen um positive Errungenschaften oder um negative Implikationen handelt, scheint den facettenreichen Themen der Beiträge – soziale Fürsorge, Geschlechterordnung, Universitäts- und Bildungswesen, Klöster und ihre Angehörigen, das Verhältnis zum Judentum, Bücherzensur, bäuerliche Gemeinden, Obrigkeitsverständnis, Gewissenszwang, Hexenverfolgungen, Ehe-recht, Sprachentwicklung, römisch-katholische Einheitsliturgie – mal mehr, mal weniger angemessen.

Daniel Bohnert, Frankfurt a.M.

4 Robert Haas: Vertheidigung des Protestantismus gegen die politische Verdächtigung von Seiten des Ultramontanismus nach ihren beiderseitigen Principien und der Geschichte durchgeführt, Gießen 1845, S. 3.

Maik Reichel, Hermann Otto Solms u.a. (Hrsg.): Reformation und Politik. Europäische Wege von der Vormoderne bis heute, Halle a.d. Saale: Mitteldeutscher Verlag 2015, 399 S.

Der Titel und vor allem der Untertitel des zu besprechenden Buchs sind etwas irreführend; der Band enthält nicht alles, was sie implizieren. Denn sollte man sich eine Darstellung der Reformation und ihrer „Wege“ in Europa erwartet haben, wird man bitter enttäuscht: Es sind fast ausschließlich deutsche Wege, die besprochen werden – ein Etikettenschwindel ist also nicht völlig auszuschließen. Allerdings versteht sich das Werk als Vorbereitung zum Lutherjahr 2017, und dieses war mehrheitlich doch ein deutsches Ereignis.

Die Autoren des Bandes (es sei hier die ausschließlich männliche Form gestattet, da es neben der Theologin Irene Dingel aus Mainz leider keine weitere Beiträgerin gibt) kommen aus den verschiedensten Fachrichtungen, unter anderem handelt es sich um evangelische und katholische Theologen, Philosophen, Politikwissenschaftler, Juristen, Historiker und Wirtschaftswissenschaftler. Dem Buch ist also zugute zu halten, dass es interdisziplinär angelegt ist. Auch der inhaltliche Aufbau ist als durchaus originell zu bezeichnen. Denn jeder Artikel, außer dem allerletzten, ist begleitet von einem Kommentar, den ein anderer Wissenschaftler liefert, und diese Kommentare sind beinahe so lang wie die Hauptartikel selbst. Die Ausführung sowohl der Artikel als auch der Kommentare ist sehr unterschiedlich, manche sind ausgiebig mit Anmerkungen und weiterführender Literatur versehen, manche sind fast ohne jeden bibliografischen oder Quellennachweis. Diese „Anarchie“ wirkt etwas irritierend, denn von einem wissenschaftlichen Werk ist zu erwarten, dass die verwendeten Quellen und die herangezogene Literatur angegeben werden. Entweder haben hier die Herausgeber zu wenig ordnend eingegriffen oder dies war gar nicht ihre Absicht.

Nun zum Inhalt des Bandes, der in drei Abschnitte eingeteilt ist. Abschnitt 1 steht unter dem Obertitel „Reformation, Glaube, Kirchen – langfristige europäische Entwicklungen“.